

Das Projekt „Spätheimkehrerkinder“

Das Leben der Litauendeutschen in Litauen 1945-1965

Arthur Hermann

Die Redaktion der „Annaberger Annalen“ hatte 2010 beschlossen, Erinnerungen der Spätheimkehrerkinder, die in den Jahren 1957-1965 aus Litauen in die Bundesrepublik umgesiedelt waren, zu sammeln und zu veröffentlichen. Die Redaktion hatte schon immer Wert auf Erinnerungen gelegt, weil diese Art von Literatur vermag, die Historiographie zu verlebendigen und sie sogar manchmal zu korrigieren. Erinnerungen einer Gruppe stärken ihr Zusammengehörigkeitsgefühl, tragen zur Entstehung der Identität bei, können aber ebenso auch bestimmte Mythen schaffen wie „wir sind Opfer“ oder „wir sind etwas Besonderes“. Um Generalausagen solcher Erinnerungen einer bestimmten Gruppe herausfiltern zu können, ist es angebracht, sie miteinander zu vergleichen, kritisch durchzusehen und auch die wissenschaftliche Forschung über die in den Erinnerungen dargestellte Epoche heranzuziehen.

Als in uns diese Idee reifte, war die Elterngeneration, die die Umsiedlung der Jahre 1957-1965 auf sich nahm, fast ausgestorben, ohne schriftliche Zeugnisse zu hinterlassen. Es lebten aber noch ihre Kinder, die zwischen 1935-1950 geboren waren und die die Kriegs- und Nachkriegszeit als Kinder bzw. Heranwachsende selbst erlebt hatten. Sie tragen die Erzählungen ihrer Eltern noch in sich, und sind somit in der Lage, ihr eigenes Erlebtes mit den Erfahrungen ihrer Eltern zu verknüpfen.

Ursprünglich war es vorgesehen, die Erinnerungen der Litauendeutschen aus Großlitauen und die der Memelländer nebeneinander zu veröffentlichen. Wir hatten vor, in einem späteren Beitrag die historisch entstandenen Unterschiede zwischen den beiden Gruppen zu erläutern und den Prozess des Zusammenwachsens der zurückgekehrten und dagebliebenen Deutschstämmigen in Sowjetlitauen zu dokumentieren. Aber bald mussten wir feststellen, dass die beiden Gruppen dieselben Ereignisse recht unterschiedlich darstellten und bewerteten, vor allem in Bezug auf die Rolle der Litauer. Außerdem hatten wir von den Memelländern lediglich

zwei Berichte erhalten, was für einen Abgleich eigentlich zu wenig war. Daher beschlossen wir, auf die Erinnerungen der Memelländer völlig zu verzichten und vorerst nur Erinnerungen der Litauendeutschen zu drucken. Allerdings blieb auch der Fundus der Erinnerungen der Litauendeutschen recht schmal, lediglich sechs Personen waren bereit, ihre Erfahrungen aufzuschreiben.¹ Trotzdem wagte ich 2016, erste Ergebnisse dieser Erinnerungen auf Litauisch zu verfassen.² Und als ich kürzlich von einer umfangreichen Monographie mit Erinnerungen eines weiteren Litauendeutschen erfuhr und sie gelesen habe³, erschien es mir angebracht, einen neuen und breiteren Vergleich aller Erinnerungen vorzunehmen. Im Mittelpunkt dieses Abgleichs stehen die Rückkehr der Litauendeutschen in ihre Heimat 1945 und ihr Leben dort bis zu ihrer neuerlichen Umsiedlung in die Bundesrepublik 1957-1965.

Die Litauendeutschen als Umsiedler, Kolonisten und Flüchtlinge 1941-1945

An der Umsiedlungsaktion der Litauendeutschen aus dem mittlerweile von der Sowjetunion besetzten Litauen im Februar-März 1941 beteiligten sich 50.142 Deutschstämmige und einige Hunderte Litauer und Schweizer.⁴ Die Einwanderungszentrale in Lodz stellte den Umsiedlern deutsche

¹ Horst Elbe: Von der Siesartis an die Donau. In: Annaberger Annalen, 19,2011. S. 121-149; Arthur Hermann: Ein Platz zwischen zwei Stühlen. In: Annaberger Annalen, 19,2011. S. 150-200; Romas E. Schiller: Ein Salzburger als vokietukas. In: Annaberger Annalen, 19,2011. S. 201-208; Josef Tennikat und Alma Maschidlauskas: Chronik einer deutschen Familie aus Litauen. In: Annaberger Annalen, 20,2012. S. 304-347; Anna Bartusevičius: Auf den Spuren meiner Identität. In: Annaberger Annalen, 21, 2013. S. 239-282.

² Arthur Hermann: Vieta tarp dviejų kėdžių (Ein Platz zwischen zwei Stühlen). Vokiečių repatriantai Lietuvoje 1945-1965 metais (Deutsche Repatrianten in Litauen 1945-1965). In: Kultūros Barai. 2016. Nr.5. S. 71-77.

³ Erich Taszies: Treibgut. Kindheit und Jugend in Zeiten zweier Diktaturen: Vilnius: Perkūno Leidykla 2012; Erikas Jonas Tažis: Pabėgėliai (Flüchtlinge). Šiauliai: Saulės Delta 2016. 394 S.; Erich Taszies: Drivved. Barndom och uppväxt under tiden av tva diktaturer. Stockholm: Recito Förlag 2015. 342 S. Da die deutsche Ausgabe nicht erhältlich ist, habe ich die litauische Ausgabe benutzt (s.a. auch die Rezension dieser Veröffentlichung in den „Annaberger Annalen“, 28, 2020).

⁴ Harry Stossun: Die Umsiedlung der Deutschen aus Litauen während des Zweiten Weltkrieges. Marburg 1993; Arūnė L. Arbušauskaitė: Gyventojų mainai tarp

Pässe aus und teilte sie auf Grund rassistischer Pseudomerkmale in zwei Gruppen auf: Für die Ostkolonisation und für die Arbeit im Altreich. 28.247 (56,44 %) Personen wurden für die Ostkolonisation vorgesehen, die übrigen hat man im Reich verstreut, um sie möglichst schnell zu germanisieren. Die von den Nazis geplante Ostkolonisation konnte mangels Zeit und Finanzen nicht verwirklicht werden, außer in Litauen, wohin in den Jahren 1942-1943 über 20.000 Litauendeutsche als Kolonisten zurückgeführt wurden.⁵ Von unseren sieben Autoren gehören fünf zu den Kolonistenfamilien, lediglich die Familie der Geschwister Tennikat, die dem Altreich zugeteilt war, lebte bis 1945 in Bergen auf Rügen.

Alle Kolonisten flohen im Sommer 1944 vor der nahenden Front in das Deutsche Reich, aber da sie größtenteils vorerst um Danzig, in der Kaschubei und in Pommern untergebracht wurden, gerieten etliche von ihnen bei dem schnellen Vormarsch der Roten Armee im Spätherbst 1944 und Anfang 1945 in die Hände der Sowjets und wurden aufgefordert, in die Heimat zurückzukehren. Auch diejenigen, die in der späteren Ostzone eine Bleibe gefunden hatten, konnten sich nicht vor der Rückführung sicher fühlen. 1944 hatten die Alliierten in Jalta vereinbart, nach der Beendigung der Kriegshandlungen alle Kriegsgefangenen, Fremdarbeiter und Flüchtlinge, die sich in Deutschland befanden und aus anderen Ländern stammten, in die Heimatländer zu entlassen. Unklar blieb der Umgang mit den anderthalb Millionen Volksdeutschen, die seit 1939 im Dritten Reich vor allem aus den östlichen Ländern angesiedelt wurden. Die Sowjetunion sträubte sich, die Umsiedlungsverträge mit Deutschland anzuerkennen und sie als deutsche Staatsangehörige zu behandeln, besonders solche, die 1940 kurzzeitig zu sowjetischen Bürgern geworden waren. Die sowjetischen Kommandanten in Ostpreußen, der Kaschubai, Pommern, aber auch in der Ostzone wurden angewiesen, alle sowjetischen Bürger wieder in die Sowjetunion zu befördern. In Unkenntnis der Umsiedlungsverträge schickten sie auch die Litauendeutschen nach Litauen zurück. Die Familie von Anna Bartusevičius, geb. Hermann, die in der Kaschubei von der Front überrollt wurde, hat man schon im März 1945

Lietuvos ir Vokietijos pagal 1941 m. sausio 10 d. sutartį (Der Bevölkerungsaustausch zwischen Litauen und Deutschland gemäß dem Vertrag vom 10.1.1941). Klaipėda 2002.

⁵ Arthur Hermann: Litauendeutsche als Kolonisten in Litauen 1942-1944. In: Annaberger Annalen, 17, 2009. S. 237-284; Christoph Dieckmann: Deutsche Besatzungspolitik in Litauen 1941-1944. Göttingen 2011. T. 1-2. S. 770-787.

in einen Zug nach Brest gesetzt. Die Familien Elbe und Tennikat wurden in den ersten Monaten nach dem Ende des Krieges aus der Ostzone in die Sowjetunion abtransportiert. Die Familie Taszies, die sich als litauische Fremdarbeiter ausgab, hat die polnische Verwaltung in der Kaschubei nur bis Sommer 1945 geduldet und anschließend nach Pommern, das damals noch unter sowjetischer Verwaltung stand, abgeschoben. Dort ließ der örtliche sowjetische Kommandant alle Fremdarbeiter einsammeln, stellte ihnen vorläufige Papiere für die Rückreise aus und schickte sie im Oktober 1945 mit dem Zug in die Sowjetunion. Alle diese Familien wurden somit von den örtlichen Kommandanten ohne genauere Überprüfung als vermeintlich sowjetische Bürger in die Sowjetunion abgeschoben. Allerdings muss man hinzufügen, dass manche von ihnen sich selbst als litauische Flüchtlinge oder Fremdarbeiter ausgegeben hatten mit der Hoffnung, dass sie von den sowjetischen Soldaten bei ihren Übergriffen auf Deutsche besser behandelt würden.

Aber auch in den Westzonen blickten die amerikanischen und englischen Kriegskommandanten bei den Balten- und Litauendeutschen nicht durch und hängten Plakate mit Aufforderung aus, dass alle Personen, die die deutsche Staatsangehörigkeit nicht vor dem 1.9.1939 besaßen, sich in ihre Heimatländer zu begeben hätten. Meine Eltern und die Schwester meiner Mutter, die zu der Zeit in Hessen in der amerikanischen Zone lebten, gehörten zu dieser Kategorie. Sie meldeten sich im Juni 1945 aufgrund einer solchen Aufforderung und wurden über die Zonengrenze an die Sowjets abgeschoben. In der Ostzone wurden sie in einem sowjetischen Repatriiertenlager überprüft, mein Vater zu Zwangsarbeit festgenommen und nach Riga gebracht, wo er bis Ende 1946 am Hafenausbau eingesetzt wurde. Die übrigen Familienmitglieder wurden mit allen anderen sowjetischen Repatriierten in einem Güterzug in die Sowjetunion abtransportiert.

Auffällig ist, dass alle zurückkehrenden Familien aus dem bäuerlichen Milieu stammten. Dieselbe Erscheinung ist auch unter den Memelländern zu beobachten. Zwar machten vor dem Krieg die Landwirte etwa 70% der Litauendeutschen aus, dennoch ist es ungewöhnlich, dass es unter den Zurückkehrenden so gut wie keine Städter und Vertreter der Bildungsschicht gab. Vielleicht lag es daran, dass die städtische Schicht der Litauendeutschen alles tat, um den Rücktransport rechtzeitig zu umgehen, indem sie nicht angaben, dass sie aus Litauen stammten, oder rechtzeitig

untertauchten, wenn Gefahr drohte. Möglicherweise haben sich die Bauern bewusst oder unbewusst ihrem Schicksal ergeben in der Hoffnung, ihren Besitz wieder zurückzubekommen.

Die Rückfahrt nach Litauen

Die sechs Familien der Befragten kehrten im Spätherbst 1945 nach Litauen zurück, die Fahrt dauerte zwischen zwei und drei Monaten, manche auch länger, z. B. die Familie Tennikat wurde auf der Fahrt mehrmals in andere Züge umgesetzt, zwei Monate verbrachte sie in Bad Polzin. Alle berichten, dass sie in Güterzügen transportiert wurden, teilweise sogar auf Plattformwaggons oder recht beengt in Viehwaggons untergebracht, die an andere Waggons mit demontierten Industrieanlagen angehängt wurden. In allen Zügen gab es Wachen, ein Offizier führte Oberaufsicht. Aber es gab auch Unterschiede. Taszies schreibt, dass seine Familie sich in einem streng bewachten und überfüllten Waggon befand, an dem vorne und hinten Soldaten ständig Wache hielten. Meine Mutter erzählte ebenfalls von einer strengen Bewachung, sehr schlechter Ernährung und ausbrechenden Krankheiten im Zug, an denen mein älterer Bruder und Opa mütterlicherseits starben. Es fällt auf, dass diese beiden Familien zuerst in einem sowjetischen Filtrationslager für Repatriierte untergebracht waren. Vermutlich wurden sie tatsächlich zu Verbannung nach Sibirien vorgesehen, denn der Familie Taszies gelang die Flucht aus dem Waggon erst weit hinter Minsk kurz vor Smolensk, meiner Familie in Minsk. Bei vier anderen Familien ging im Zug trotz der Bewachung alles recht leger zu, ohne tägliche Kontrollen oder ständige Überwachung. Deren Züge hielten für längere Zeit an, öfters tagelang, man konnte auf den Bahnhöfen von fliegenden Händlern Lebensmittel erwerben oder eintauschen, man hatte einiges für die Fahrt mitnehmen können, es gab Essen- und Wasserzuteilung. Die Zugführer hielten sogar auf Bitten der Passagiere an, damit alle neben den Gleisen ihre Notdurft verrichten konnten. Die hygienischen Verhältnisse waren allerdings auch hier schlecht, ansteckende Krankheiten wie Typhus kamen auch hier vor, so erkrankte Frau Tennikat an Typhus. Je näher die Familie an die Grenze zur Sowjetunion kam, desto mehr kam unter den Repatriierten die Angst auf, dass ihre Züge für Sibirien bestimmt wären. Mit Ausnahme der Familie Tennikat, die ordnungsgemäß bis Vilnius gebracht wurde, flüchteten alle anderen aus ihren Zügen: Die Familie Elbe irgendwo in Galizien, wo sie Platz in einem ande-

ren Zug mit litauischen Repatriierten fand, die Familie von Anna Bartu-sevičius bestach die Bewachung in Brest und setzte die Reise mit einem regulären Zug nach Vilnius fort. Daher taucht die Frage auf, inwieweit die Angst vor Sibirien berechtigt war und ob die Repatriierten allesamt für Verbannung vorgesehen waren?

Die sowjetische Regierung in Moskau hatte 1945 eine Behörde für die Repatriierung der sowjetischen Kriegsgefangenen, Fremdarbeiter und Flüchtlinge eingerichtet. Zu ihren Aufgaben gehörte die Errichtung von Filtrationslager für die Repatriierten, in denen über das weitere Schicksal der Rückkehrer entschieden wurde. In der Sowjetunion gab es solche Lager in Grodno und Brest, also direkt an der Grenze. Filtrationslager für Repatriierte wurden auch in der Ostzone und in den Gebieten, die der sowjetischen Militärverwaltung unterstanden, eingerichtet. Auch in allen sowjetischen Republiken wurden solche Behörden ins Leben gerufen, in Sowjetlitauen leitete sie Aleksandras Slavinas.⁶ Für die litauischen Repatriierten wurden Verteilungslager in Kybartai und Tauragė errichtet. Als sich Ende 1946 die Zahl der Rückkehrer verringerte, ging man dazu über, auf die Verteilungslager zu verzichten und die Rückkehrer den örtlichen Kreisverwaltungen direkt zu überstellen. Die praktische Abwicklung des Überprüfens der Rückkehrer in der Sowjetunion und deren Verteilung in Litauen beschreibt Jurgis Mališauskas, der Ende 1946 als litauischer Fremdarbeiter aus Pommern nach Litauen zurückgebracht wurde. Er schildert die Kontrolle in Brest und seine Aufnahme im Durchgangslager Grodno, das ihn zu seinem Heimatort Telšiai weiterleitete. Hier erhielt er seinen Pass, bestraft wurde er jedoch nicht. Er erwähnt auch seine Beobachtung, dass im Durchgangslager Grodno die russischen Repatriierten für Waldarbeit in Nordrussland vorgesehen wurden, dagegen erhielten die Balten Entlassungsscheine für ihre Heimat.⁷ Offensichtlich hatten die baltischen Republiken bei der Zentralbehörde für Repatriierte in Moskau durchgesetzt, dass ihre Bürger nicht bestraft wurden, zumindest diejenigen, denen die Sicherheitsorgane kein weiteres Vergehen anhängen konnten.

⁶ Klaipėdos kraštas 1945-1960 (Das Memelland 1945-1960). Naujos visuomenės kūrimasis ir jos atspindžiai šeimų istorijoje (Das Entstehen einer neuen Gesellschaft und deren Widerspiegelung in Familiengeschichte). Klaipėda 2019. S. 74-77.

⁷ Jurgis Mališauskas: Die Rückkehr nach Litauen 1946. In: Annaberger Annalen. 20, 2012. S. 260-261.

Unsere Rückkehrer berichten weder vom Durchgangslager Brest noch Grodno, obwohl Josef Tennikat erwähnt, dass seine Familie Papiere für das Durchgangslager Grodno bekam, aber sie nicht dort, sondern in Vilnius ausgeladen wurde. Möglicherweise waren die beiden Lager in Brest und Grodno im Herbst 1945 noch nicht fertiggestellt, denn auch die Familie Taszies wurde in Brest nicht kontrolliert. Alle anderen flohen aus den bewachten Zügen vor Brest, in Brest oder in Minsk.

Ankunft in der Heimat

Familie Tennikat wurde zwar bis Vilnius gebracht, doch auf dem Bahnsteig holte sie niemand ab, sie wurden auch nicht registriert. Die Mutter (der Vater befand sich in Kriegsgefangenschaft), die aus Rügen genügend Waren zum Tauschen mitgenommen hatte, organisierte einen Lastwagen mit Fahrer, der sie bis zum Flusshafen in Kaunas brachte. Von dort fuhren sie mit dem Dampfer bis Raudonė, dort ließ sie ihre beiden Kinder bei den Koffern zurück und lief die sechs Kilometer bis zu ihrem Heimatdorf Kaniukai zu Fuß. Hier bat sie einen ehemaligen Nachbar um Beistand und beide holten die Kinder mit einem Pferdewagen ab. Der Nachbar ließ die Familie für eine Weile bei sich unterkommen. Die Familie von Anna Bartusevičius begab sich mit dem Zug bis Kaunas, anschließend nahm sie ebenfalls den Flussdampfer bis zu ihrem Heimatdorf Žvyriai. Meine Mutter, die ihre Erlebnisse gerne dramatisierte, sprach davon, dass sie mit ihrer Mutter und mir von Vilnius bis Marijampolė zu Fuß gelaufen sei, was mir als unmöglich erscheint, da ich damals noch nicht zwei Jahre alt war. Horst Elbe erwähnt lediglich, dass sie von Vilnius nach Šakiai, woher sie stammten, strebten. Erich Taszies vermerkt kurz, dass sie sich von Vilnius nach Kretinga, woher sie vor vier Jahren nach Deutschland weggefahren waren, begaben. Damit steht fest, dass alle Familien zu ihren Ursprungsdörfern strebten und erst dort feststellten, dass ihre Höfe bereits an andere Siedler zu Nutzung übergeben worden waren. Noch im Dezember 1944 hatte die sowjetlitauische Regierung angeordnet, den ehemaligen Besitz der geflohenen Litauendeutschen, insgesamt 4.300 Höfe mit 74.445 ha Land, an Besitzlose zu vergeben.⁸ Vater Taszies wagte nicht, in seinem früheren Hof zu erscheinen, da der neue Besitzer bzw. Verwalter Kommunist war. Meine Mutter erzählte, sie hätte den neuen Besitzer gebeten,

⁸ Arūnė Arbušauskaitė ... S. 185.

sie wenigstens für einige Tage auf dem Hof ausruhen zu lassen, aber dieser erlaubte nur eine Übernachtung im Stall und drohte mit der Anzeige. Die Rückkehrer haben gar nicht versucht, ein Anrecht auf ihren Besitz zu erheben. Die alte Nachbarschaft im Dorf funktionierte jedoch: Alle Rückkehrer wurden von den Nachbarn für eine Weile aufgenommen und ernährt, bis sie eine Unterkunft gefunden oder zugeteilt bekommen haben. Meine Mutter fand Unterkunft bei einer Bäuerin einige Kilometer weiter und arbeitete insgeheim bei ihr anstelle einer Magd, denn die Sowjets hatten den Bauern untersagt, Bedienstete einzustellen. Ende 1946 wurde mein Vater aus dem Zwangsdienst in Riga entlassen und die Familie fand kurzzeitig eine Wohnung in Marijampolė, bis der Vater eine Stelle als Schmied nahe seinem Heimatdorf Šunskai erhielt und wir dorthin umziehen konnten. Der Vater von Anna Bartusevičius war Drechsler und Tischler und arbeitete eine Weile privat, bis er eine Arbeitsstelle in einem Möbelbetrieb fand. Vater Elbe arbeitete in einer staatlichen Station für Motoren und Traktoren, die Familie Taszies bezog die Hälfte eines alten und halbverfallenen Hauses in der näheren Umgebung der Heimat. Vater Taszies wurde staatlicherseits als Neusiedler anerkannt und erhielt 15 ha Land. Mit seinem abgemagerten Sohn besuchte er die ehemaligen Nachbarn, die bei ihm noch alte Schulden hatten und erhielt von ihnen Getreide oder Kleinvieh für den Anfang, von einer Verwandten im Memelland bekam er sogar eine Kuh und konnte so seinen Hausstand verbessern, zumal die Familie Anfang 1946 um eine neugeborene Tochter größer wurde. Frau Tennikat fand bald eine Wohnung im früheren evangelischen Gemeindehaus, kaufte Lebensmittel bei den Bauern auf und verkaufte diese mit Gewinn auf dem Markt. Die Rückkehrer lebten sich somit mit harter Arbeit, eigenem Geschick und Unterstützung der Nachbarn wieder ein, wenn sie auch fortan bis zur Kollektivierung zu den Ärmsten der Dorfgemeinschaft gehörten. Größere Probleme bereitete die Registrierung bei den Milizbehörden. Die deutsche Staatsangehörigkeit der Litauendeutschen wurde von den Sowjets nicht anerkannt. Sie wurden als Staatenlose geführt mit Berechtigung, in der Sowjetunion zu leben. Sie erhielten grüne Ausweise für Staatenlose, durften an den Wahlen nicht teilnehmen, ihre Kinder wurden nicht zum Dienst in die Armee eingezogen. In der ersten Zeit nach ihrer Ankunft mussten sie öfters bei der Miliz vorstellig werden und durften ihren Kreis nicht verlassen. Später brauchten sie sich nicht immer wieder bei der Miliz zu melden, man musste nur die Ausweise aufs Neue verlängern. Die sowjetischen Sicherheitsorgane stufte die Deutschstämmigen als unzuverlässige und gar gefährliche Personen

ein, aber da sie genug mit den litauischen Partisanen zu tun hatten, belagerten sie die Rückkehrer nicht weiter. In ihre grünen Ausweise wurde die litauische Nationalität eingetragen, denn der Hinweis auf ihre deutsche Nationalität wurde nicht geduldet. Erst ab 1952 konnte man dort die deutsche Nationalität vermerken lassen. Die Miliz wies immer wieder darauf hin, dass die Inhaber der grünen Ausweise berechtigt sind, die sowjetische Staatsangehörigkeit anzunehmen, was gewisse Vorteile bei der Suche nach Arbeit und Wohnung brachte. Vor allem die Jugendlichen wurden mit der Volljährigkeit angehalten, sowjetische Bürger zu werden. Die meisten Litauendeutschen haben so nach und nach die sowjetische Staatsangehörigkeit angenommen. Die Familie Taszies hatte die sowjetische Staatsangehörigkeit offenbar gleich nach der Rückkehr erhalten, weil sie sich als litauische Fremdarbeiter ausgegeben hatte, ebenso die Familie Tennikat. Die Familie von Anna Bartusevičius nahm die sowjetische Staatsangehörigkeit erst in den fünfziger Jahren an, meine Eltern und auch diejenigen von Horst Elbe blieben dagegen bis zur Umsiedlung staatenlos. Die Mutter von Romas Schiller hatte an der Umsiedlung nach Deutschland 1941 nicht teilgenommen und behielt folglich die sowjetische Staatsangehörigkeit bei, so dass Romas, der 1946 zur Welt kam, als sowjetischer Bürger geboren ist.

Die Brüder meines Vaters, Richard und Waldemar, die zur Wehrmacht eingezogen wurden, befanden sich in der sowjetischen Kriegsgefangenschaft. Bei der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft konnte man sich entscheiden, wohin man gehen wollte. Ende 1946 entschied sich Richard für Litauen, Waldemar dagegen begab sich zu seiner Frau, die in der englischen Zone lebte.⁹

Partisanenkrieg, Verbannungen nach Sibirien und Kollektivierung 1948-1950

Zu der Zeit, als die deutschstämmigen Repatriierten zurückkehrten, kämpften litauische Partisanen gegen die Sowjetisierung des Landes. Vor allem auf dem flachen Land griffen sie Milizämter an, bedrohten und töteten örtliche Kommunisten und behinderten Wahlen. Die Partisanen wurden von den Milizkräften, den sogenannten *stribai* bzw. *istreibiteli*,

⁹ Alfred Hermann: Richard Hermann 1921-2008. In: Annaberger Annalen. 24, 2016. S. 207-220.

und regulären Armeetruppen bekämpft. Alle Autoren berichten über Partisanen und ihre Kämpfe, aber es wird deutlich, dass die Deutschstämmigen sich in diese Auseinandersetzung nicht einmischen wollten, und sie selbst wurden weitgehend von den Partisanen in Ruhe gelassen. Nur meine Mutter erzählte aus der Zeit, als sie bei der Bäuerin diente, dass dort öfters Partisanen auftauchten und dass sie ein Mal von sribai festgenommen und über Nacht im Gefängnis gehalten wurde, weil man von ihr erhoffte, über die auf dem Hof verkehrenden Partisanen zu erfahren.

Alle Autoren sprechen von der Angst ihrer Familien in der Heimat, nach Sibirien verbannt zu werden. Das betraf fast alle Bewohner Litauens, denn niemand wusste im Voraus, wer bei der nächsten Verbannungsaktion an der Reihe war. Die Verbannten mussten innerhalb einer Stunde das Notwendigste für die lange Fahrt zusammenpacken und wurden zu den wartenden und bewachten Zügen abtransportiert. Da im April 1945 schon eine Verbannungsaktion der in der Heimat verbliebenen Deutschstämmigen stattgefunden hatte und dabei fast ein Tausend Personen nach Innerasien deportiert wurden, ängstigten sich die Zurückgekehrten vor einer neuerlichen Aktion.¹⁰ Aber in die großen Verbannungsaktionen in den Jahren 1946-1950 wurden die Deutschstämmigen nicht mehr einbezogen, vermutlich deshalb, weil sie für das sowjetische System keine Gefahr mehr darstellten.

Bereits nach der ersten Besetzung Litauens durch die Sowjetunion 1940 wurden Betriebe und größere Geschäfte verstaatlicht. Nach der erneuten Rückkehr der Sowjetherrschaft 1944 hatte man in den baltischen Republiken noch eine Zeitlang die Enteignung der Landwirte zurückgestellt, um direkt nach dem Krieg keine Ernährungskrise auszulösen. Jedoch mussten die Bauern von größeren Höfen auf einen Teil ihres Bodens verzichten, der an Besitzlose verteilt wurde. Alle Bauern wurden verpflichtet, dem Staat eine bestimmte Menge an Lebensmittel abzuliefern. 1948 wurde schließlich die Kollektivierung der Landwirtschaft angekündigt, die Bauern sollten sich freiwillig zu Kolchosen zusammenschließen. Da die meisten Bauern davon nicht begeistert waren, erhöhte man jedes Jahr die Grundsteuer und die Lebensmittelabgaben. Darüberhinaus wurden alljährlich abertausende vermögendere Bauern, die sogenannten Kulaken,

¹⁰ Nastazija Kairiūkštytė: Die Verbannung der Litauendeutschen nach Sibirien 1945. In: Annaberger Annalen. 2, 1944. S. 129-139.

und Angehörige der Partisanen nach Sibirien deportiert. Viele Hofbesitzer gaben auf, flohen in die Städte oder schlossen sich den Partisanen an, andere sahen keinen Ausweg und leisteten die Unterschrift für den „freiwilligen“ Beitritt zu Kolchosen. Sie durften das Wohnhaus und eine bestimmte Anzahl von Vieh behalten und erhielten 60 Aar Land zur eigenen Bewirtschaftung. Den deutschstämmigen Rückkehrern fiel der Beitritt in die Kolchosen nicht schwer, denn sie hatten nichts zu verlieren. Da es jetzt nur noch besitzlose Kolchosarbeiter gab, waren sie den anderen gleichgestellt. Sie konnten sogar auf eine bessere Wohnung in einem der Häuser hoffen, deren Besitzer deportiert waren, darüber hinaus hatten sie Anspruch auf die 60 Aar Land. Besonderes Glück hatten meine Eltern. Unsere Kolchose benötigte dringend einen Schmied und war bereit, diesem einen vollständig erhaltenen Hof mit allen dazugehörigen Gebäuden und Inventar zu Verfügung zu stellen. Mein Vater richtete dort im Pferdestall eine Schmiede ein, arbeitete für die Kolchose und übernahm auch private Aufträge, die gut bezahlt wurden.

Das Leben in den fünfziger Jahren

Zu Anfang der fünfziger Jahre hatten sich die heimgekehrten Litauendeutschen an die neue Situation gewöhnt, ein bescheidenes Auskommen erreicht, Wohnungen und sogar ganze Höfe von Kolchosen zugeweiht erhalten. Nur die Familie Taszies lebte bis zur Umsiedlung weiterhin in dem bruchreifen Haus, auch weil der Vater 1953 starb. Laut seinem Sohn litt er an Depression, konnte seinen Abstieg vom angesehenen Bauer zum Pferdepfleger der Kolchose nicht überwinden, und suchte Trost im Alkohol. Der Sohn glaubt, dass er im Rausch Selbstmord beging. Es war die Zeit, als die Dorfbewohner nach der Kollektivierung dem Alkohol verfielen. Die Degradierung der Bauern zu Kolchosarbeitern und Befehlsempfängern, die ständige Angst vor Verbannungen und wenig Aussicht auf Verbesserung des Lebensstandards belasteten besonders die Männer.

Die Frauen kamen mit dem harten und arbeitsintensiven Leben offenbar besser zurecht, mehrere Autoren heben die Leistungen ihrer Mütter hervor. Bis Mitte der fünfziger Jahre verdiente man auf der Kolchose sehr wenig, die Arbeit wurde oft lediglich mit Getreide abgegolten. Bei der schlechten Entlohnung arbeitete man entsprechend unwillig und langsam, umso mehr Kraft und Geschick setzte man für das bisschen eigenes Land ein. Die Elterngeneration begriff schnell, dass die Kolchosen ihren Kindern keine Zukunft boten. Daher sahen sie zu, dass die begabteren Kinder

höhere Schulen abschlossen und Berufe für die Industrie und das öffentliche Leben fanden. Der ältere Bruder von Erich Taszies ging auf die Berufsschule in Klaipėda, wo er in einem Internat wohnte, Erich machte Abitur und studierte an der Technischen Universität in Kaunas, Josef Tennikat besuchte die Technische Hochschule für Lebensmitteltechnologie in Leningrad, Alma Tennikat wurde Deutschlehrerin und Anna Bartusevičius machte kurz vor der Umsiedlung Abitur. Elbe, Schiller und ich besuchten die Mittlere Schulen, die dem deutschen Gymnasium entsprachen. Die älteren Kinder, die durch den häufigen Ortswechsel im Krieg und in der Nachkriegszeit kaum Schulen besuchen konnten, hatten dagegen keine Chance, die Kolchosen zu verlassen. Mein älterer Cousin arbeitete seit seinem 14. Lebensjahr als Kuhhirte in der Kolchose, ein anderer lieferte die Milch der Kolchoskühe an die Molkerei aus.

Alle zurückgekehrten Litauendeutschen waren evangelisch, was noch immer einen wesentlichen Unterschied zu den katholischen Litauern bedeutete, auch wenn die Religion keine so große Rolle wie vor dem Krieg spielte. Zumindest die Elterngeneration bemühte sich, gelegentlich zu evangelischen Gottesdiensten in einer vom Staat geduldeten Kirchengemeinde hinzufahren und ihre Kinder konfirmieren zu lassen. In der Suvalkija, wo früher die meisten Litauendeutschen gelebt hatten, gab es keine evangelischen Gemeinden mehr, die nächsten lutherischen Gemeinden befanden sich in Sudargai, Tauragė, Kretinga und im Memelland. Erich Taszies fuhr mit dem Fahrrad zu der zwanzig Kilometer entfernten lutherischen Gemeinde in Vanagai im Memelland, wo der Konfirmandenunterricht an zehn Sonntagen stattfand. Anna Bartusevičius wurde in ihrer evangelischen Dorfkirche von Žvyriai, wo noch immer einige Evangelische lebten, konfirmiert. Horst Elbe wurde ohne Konfirmandenunterricht in der Kirche von Žvyriai, die von seinem Ort 30 Kilometer entfernt hinter der Memel lag, konfirmiert. Mein Cousin, der Hirte, wurde ebenso ohne jegliche Vorbereitung in einem evangelischen Gottesdienst, der auf einem Hof stattfand, vom Pfarrer aus Sudargai konfirmiert, obwohl Gottesdienste außerhalb des Kirchenraumes eigentlich verboten waren. Vor dem Krieg gab es kaum konfessionsverschiedene Ehen, doch nach dem Krieg achtete man bei den jungen Paaren nicht mehr auf die Religionszugehörigkeit, so dass es immer mehr gemischte Ehen gab, die nach der staatlichen Registrierung in der Regel nach dem katholischen Ritus getraut wur-

den. In Ermangelung evangelischer Pfarrer ließen die evangelischen Familien ihre Kinder in den katholischen Kirchen taufen. Alle meine drei jüngeren Geschwister wurden vom katholischen Pfarrer getauft.

Der Lituanisierungsprozess der Deutschstämmigen schritt in den fünfziger Jahren rasch voran. In fast allen deutschstämmigen Familien wurde auch zu Hause ausschließlich litauisch gesprochen. Die älteren Kinder, die in der Kriegszeit deutsch sprachen, verlernten die deutsche Sprache, den jüngeren Kindern wurde Litauisch zu Muttersprache. Die Kontakte zu den litauischen Nachbarn bezeichnen alle Autoren als gut, eine nennenswerte Ablehnung der Zurückgekehrten seitens der Dorfgesellschaft kam offenbar nicht vor, nur die deutschstämmigen Kinder wurden von den Anderen im Streitfall mit *prūšas*, *vokietukas* (Deutscher) und *gar fricas* (Fritz) beschimpft.

Ab Mitte der fünfziger Jahre verbesserte sich das Leben auch auf den Kolchosen, Löhne wurden in Geld ausgezahlt, die ersten Neusiedlungen gebaut. Pferde wurden durch Traktoren ersetzt, die Kolchosen erwarben Lastwagen, mit denen auch Ausflüge und Fahrten zu Märkten unternommen wurden. Die Häuser auf dem Land wurden endlich elektrifiziert, in den Städten entstanden große Industriebetriebe. Nach Stalins Tod 1953 fanden keine Verbannungen mehr statt, ebenso keine offenen Verfolgungen. Die Bevölkerung begann, sich langsam an das sowjetische System zu gewöhnen. Die Kontakte der Deutschstämmigen zu ihren Verwandten in Deutschland brachen dennoch nicht ab, die Älteren gaben die Hoffnung nicht auf, wieder nach Deutschland auszuwandern und ihre Verwandten dort zu treffen, auch wenn die Jüngeren einer Umsiedlung eher skeptisch gegenüberstanden.

Die neuerliche Umsiedlung der Deutschstämmigen nach Deutschland 1957-1965

1955 nahm die Bundesrepublik mit der Sowjetunion diplomatische Beziehungen auf. Die Bundesrepublik bestand auf Freilassung aller deutschen Staatsangehörigen, zu denen neben den Kriegsgefangenen auch frühere Reichsangehörige und Volksdeutsche mit deutschem Pass gehörten. Zu diesen zählte man auch die Memelländer und die litauendeutschen Umsiedler von 1941. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, denn die Sowjetunion betrachtete die Memelländer und Litauendeutschen als ihre Bürger. Erst 1957 gab die sowjetische Seite nach und erlaubte vorerst

denjenigen, die die sowjetische Staatangehörigkeit nicht angenommen hatten und als Staatenlose galten, auszureisen. So durfte die Familie Elbe schon im April 1957 ausreisen, wir erhielten die Reiseerlaubnis Ende 1957 und reisten im Januar 1958 aus. Am 7.1.1958 gab der Ministerrat der Sowjetunion schließlich bekannt, dass alle ehemaligen deutschen Bürger, die vor dem 1.6.1941 die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen, ausreisen dürften. Sobald dieser Beschluss veröffentlicht wurde, stellten fast alle ehemaligen deutschen Bürger Anträge auf Ausreise, die offiziell nur bis zum 31.12.1959 galt. Nach Berechnungen von Arūnė Arbušauskaitė haben in dieser Zeitspanne in der Litauischen SSR insgesamt 10.173 Personen Anträge gestellt, davon 6.156 Memelländer und 1.165 Litauen-deutsche.¹¹ 2.543 Personen erhielten keine Ausreisegenehmigung wegen fehlender Dokumente und aus anderen Gründen, z. B. Dienst in der Roten Armee etc. So hatte die Familie Tennikat den Antrag Anfang 1958 gestellt, aber die Mutter durfte erst 1963 ausreisen, der Sohn 1966, da er eine höhere Stelle in einer Brotfabrik einnahm, und die Tochter gar erst 1967, weil ihr Mann Parteimitglied war. Josef Tennikat wurde sogar in der Parteizeitung „Tiesa“ öffentlich heftig beschimpft, der Untreue und Undankbarkeit bezichtigt, die Sowjetunion hätte ihm das Studium und eine gutbezahlte Stelle gewährt.¹² Diejenigen, die die sowjetische Staatsangehörigkeit angenommen hatten, mussten zuerst auf sie verzichten und eine Bearbeitungsgebühr entrichten. Daher dauerte es bei diesen Personen länger, bis sie ausreisen durften: Taszies, Schiller und Anna Bartusevičius reisten 1959 aus. Auch diejenigen, die aus bestimmten Gründen falsche Papiere führten oder ihren Namen unkenntlich lituanisiert hatten, mussten zuerst ihre wahre Identität nachweisen. So hatte mein Onkel Richard, als er sich in der Kriegsgefangenschaft entschloss, in Litauen zu bleiben, einen Pass auf den Namen „Germanas“ erhalten. Aber als er in seiner Heimat erfuhr, dass die Sicherheitsorgane über ihn Erkundigungen einziehen, besorgte er sich eine Vorkriegsurkunde mit dem lituanisierten Eintrag „Armonas“ und flüchtete nach Klaipėda, wo er einen neuen Pass auf diesen Namen erhielt. Er konnte erst Ende 1960 ausreisen.

¹¹ Arūnė Arbušauskaitė ... S. 189.

¹² Die Übersetzung dieses Textes im Beitrag von Josef Tennikat in: Annaberger Annalen. 20, 2012. S. 334-336.

Da bis Ende 1959 noch nicht alle Anträge bearbeitet werden konnten und die Abgelehnten die Entscheidungen anfochten, gelang es der Bundesrepublik, die Sowjetunion zu bewegen, Anträge auf Grund von Familienzusammenführung wohlwollend zu bearbeiten. In der Zeit zwischen 1957 und 1965 siedelten insgesamt 4.865 Litauendeutsche und 8.232 Memelländer aus Litauen in die Bundesrepublik über.¹³

Ankunft und Integration in der Bundesrepublik

Trotz des Briefaustausches mit Verwandten in der Bundesrepublik wusste man in Litauen recht wenig über das eigentliche Leben in Deutschland, zumindest nicht, was bei einem Umzug in den Westen wichtig sein könnte. Die Sowjets erlaubten nur zwei Koffer pro Person mitzunehmen, Geld und wertvoller Schmuck waren untersagt. Mit den letzten Rubel hat man in Minsk und Brest Uhren und Handarbeiten erstanden. Vorsichtiger Spätheimkehrer nahmen Speckscharten, Schinken, Daunenkissen und sogar Decken mit, wie Anna Bartusevičius berichtet. Da unsere Familie Litauen im Winter verließ, hatten wir uns mit Filzstiefeln und Pelzen versorgt, als ob wir nach Sibirien fahren würden. Alle Spätheimkehrer benutzten die Strecke Vilnius, Minsk, Brest, Berlin, nur Josef Tennikat reiste über Moskau aus. Von Berlin ging es nach Göttingen zum Durchgangslager Friedland, wo alle Spätheimkehrer abgefertigt wurden. Innerhalb einer Woche bekam man deutsche Pässe, wurden alle Formalitäten erledigt und die Gesundheit durchgecheckt. Man konnte sich dort mit gebrauchter Bekleidung versorgen, Empfangsgeld wurde ausgezahlt, Erwachsene von verschiedenen deutschen und amerikanischen Sicherheitsorganen ausgefragt. Erich Taszies berichtet, dass er noch jahrelang von Geheimdiensten belästigt wurde. In Friedland wurde auch über die Verteilung der Heimkehrer entschieden, wobei man die Wünsche der Einzelnen berücksichtigte. Wir wurden für Nordrhein-Westfalen vorgesehen, Josef Tennikat und Erich Taszies kamen nach Hamburg, Familie Elbe zu Verwandten nach Rheinland-Pfalz, Anna Bartusevičius nach Bayern. Diejenigen, die von den Verwandten aufgenommen wurden, erhielten Fahrkarten zu ihnen, die übrigen wurden zuerst auf die Durchgangslager der Länder verteilt. Von dort ging es zumeist auf die Übergangslager der Gemeinden und Städte, bis eine Sozialwohnung zu Verfügung gestellt

¹³ Alfred Bohmann: Menschen und Grenzen. T.3. Strukturwandel der deutschen Bevölkerung im sowjetischen Staats- und Verwaltungsbereich. Köln 1970. S. 276.

wurde. Meine Familie durchlief folgende Stationen: Vom Durchgangslager Friedland zum Hauptdurchgangslager Rheine bei Münster, wo wir zu sechs Personen, darunter unsere Oma, in einem Zimmer wohnten, nach einem halben Jahr ging es nach Wuppertal, wo mein Vater eine Arbeitsstelle in einer Chemiefabrik zugeteilt bekam. Hier lebten wir einige Monate in einer Baracke, bis wir eine Zweizimmerwohnung im Übergangswohnheim Bramdelle erhielten. Meine geschäftstüchtige und risikofreudige Mutter kaufte zwei Jahre später mit dem ausgezahlten Geld vom Ausgleichsamt und mit Hilfe von Krediten ein älteres vierstöckiges Wohnhaus mit vier Wohnungen in der Stadt. Nach wenigen Jahren verkaufte sie es mit Gewinn, erwarb ein Grundstück am Rand der Stadt und ließ hier ein Einfamilienhaus erstellen, wobei mein Vater einen beträchtlichen Teil der Bauarbeiten selbst erledigte. Innerhalb der ersten acht Jahre in Deutschland zogen wir fünf Mal um, aber zum ersten Mal nach dem Krieg hatten wir wieder ein eigenes Heim.

Ähnlich erging es auch den anderen Familien. Die meisten strebten danach, sich ein eigenes Heim zu schaffen. Die Eltern von Horst Elbe erwarben schon nach zwei Jahren ein Grundstück am Waldrand, rodeten und bauten selbst und bezogen schon 1959 ihr Haus. Josef Tennikat, der in der Bundesrepublik gleich nach der Ankunft eine gut bezahlte Stelle in einem internationalen Konzern fand, konnte sich 1974 ein eigenes Haus leisten.

Ein solcher, von außen gesehen erfolgreicher Anfang verdeckt, wie sehr die alte Generation sich umstellen musste: Vom Land stammend landeten sie in den Städten, ihre bisherigen Berufe wurden nicht mehr gebraucht. Die Älteren wurden zugleich verrentet, so die Eltern von Horst Elbe und Anna Bartusevičius. Aber auch die Heranwachsenden ohne Schulbildung und Berufsausbildung fanden nur schwer eine Arbeitsstelle. Sie hatten es auch schwer, in Deutschland Freunde und Anerkennung zu finden. Ein Cousin von mir wurde Fernfahrer, ein anderer arbeitete lebenslang bei der Müllabfuhr. Nicht leicht war auch der Anfang für diejenigen, die in Litauen höhere Schulen besuchten oder ein Studium absolviert hatten, denn das sowjetische Abitur und die Abschlussdiplome wurden in der Bundesrepublik nicht anerkannt. Am besten erging es Josef Tennikat, der schon eine Karriere in Litauen gemacht hatte und in der Bundesrepublik in seinem Beruf eine Arbeitsstelle fand. Aber seine Schwester Alma Maschidlauskas musste sich mit einer Angestelltenstelle in der Gehaltsabteilung einer Margarinefabrik begnügen, Erich Taszies, der in Litauen gerade

sein Ingenieurstudium abgeschlossen hatte, musste in Aachen sein Studium wiederholen. Anna Bartusevičius, die in Litauen das Abitur bereits erworben hatte, musste es nach einem Sonderkurs von Neuem ablegen. Mein Onkel Richard, der in Litauen als Vermesser tätig war, musste trotz seinen 40 Jahren und Familie noch einmal die Ausbildung zum Vermesser absolvieren. Auch die heranwachsenden Kinder hatten ihre Not, denn sie mussten erst Deutsch lernen und da die Kinder in Deutschland sich mit 10 Jahren entscheiden, auf welche Schule sie gehen wollen, konnten die Spätheimkehrerkinder mit ihren 12-18 Jahren keinen Übergang zu höherer Schulbildung mehr finden. Als ich mit 14 Jahren ohne deutsche Sprachkenntnisse in Deutschland ankam, wurde ich in die Volksschule geschickt, obwohl ich in Litauen die mittlere Schule besucht hatte, die in Deutschland dem Gymnasium entsprach. Im nächsten Jahr schloss ich die Volksschule ab, konnte aber immer noch zu wenig Deutsch, so dass ein Übergang auf eine höhere Schule gar nicht in Frage kam. Es stand mir nur eine Ausbildung zu einfachen Berufen offen. Als ich von der Existenz des Litauischen Gymnasiums in Hüttenfeld hörte, sah ich es als die einzige Möglichkeit für mich, weiter voranzukommen. Zwar wurde ich auch hier zwei Schulklassen tiefer eingeschult, verlor somit mehrere Jahre, aber immerhin konnte ich dann mit 21 Jahren das Abitur erlangen. Auch Horst Elbe und Romas Schiller besuchten das Litauische Gymnasium, eine Zeitlang machten hier die Kinder der Spätheimkehrer etwa ein Drittel der Schüler aus.

Nachwort

Trotz aller Schwierigkeiten, sich in Deutschland zurechtzufinden, hat sich die neuerliche Umsiedlung der Deutschstämmigen nach Deutschland als der Weg in die Freiheit und in ein besseres Leben herausgestellt. Die älteren Autoren wie Erich Tazies und Josef Tennikat, die vor 1945 deutsche Schulen besuchten und danach die deutsche Sprache nicht ganz verlernt hatten, führen in ihren Erinnerungen auch patriotische Gründe an, dass es ihnen wichtig war, nach Deutschland zurückzukehren. Aber alle Autoren haben es vermieden, sich und ihre Eltern als Opfer darzustellen, was in den Erzählungen der älteren Generation noch häufiger geschah. Das unterscheidet sie wohltuend von manchen früheren Darstellungen der Litauendeutschen in den von der Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen herausgegebenen Schriften. Ähnliche Opferdarstellungen finden

sich auch bei den Ausführungen der Memelländer im „Memeler Dampfboot“. Meiner Meinung nach entspricht eine solche Sicht nicht der historischen Wirklichkeit und ist ein Versuch, seine eigene Gruppe zu schonen. Sowohl die Memelländer als auch die Litauendeutschen dürfen nicht vergessen, dass in den dreißiger Jahren ein beträchtlicher Teil von ihnen, besonders ihre damaligen Führungsriege, mit den Nazis kooperierten und nicht begreifen wollten, dass sie vom Dritten Reich benutzt wurden. Das Leiden der Litauendeutschen und Memelländer im Krieg und nach dem Krieg war die Folge dieser Verirrung. Im Falle der Litauendeutschen kann man feststellen, dass es unter ihnen seit alters her zwei Gruppen gab: Die Einen, die bis in die dreißiger Jahre die kleinere Gruppe darstellten, sahen in ihrem Herkunftsland, also in Deutschland, den Mittelpunkt ihrer Sehnsüchte und das Vaterland; Die Übrigen, die bis dahin die Mehrheit stellten, akzeptierten die russische, später die litauische Staatsangehörigkeit. Für sie war Litauen die Heimat und das Vaterland. Sie pflegten deutsche Traditionen und Kultur, fühlten sich aber nicht als Angehörige des Deutschen Reiches. Die Überhöhung des Nationalismus im Dritten Reich und unter der Diktatur von Smetona in Litauen verleitete zuerst den Kulturverband der Deutschen in Litauen und bald einen Teil der deutschstämmigen Jugend zu der absoluten Unterstellung unter Nazideutschland. Der Kulturverband und nach dem Krieg die Landsmannschaft der Deutschen aus Litauen haben die Umsiedlung von 1941 als den einzigen Ausweg aus der damaligen Situation, weil Litauen von der Sowjetunion besetzt worden war, dargestellt. Sie vergaßen leider, dass die sowjetische Besetzung durch Hitler legitimiert wurde und dass erst der vom Dritten Reich ausgehende Weltkrieg der litauischen Unabhängigkeit ein Ende bereitete. Ohne Weltkrieg und Hitler-Stalin Pakt wäre Litauen frei geblieben, viele Litauendeutsche, die ihrer Heimat anhängen, hätten Litauen nicht verlassen müssen. Die von Hitler geforderte Umsiedlung von 1941 zerstörte endgültig nicht nur das jahrhundertlange Zusammengehörigkeitsgefühl der litauischen Deutschstämmigen, das Dritte Reich machte sie auch zu Mitläufern der nationalsozialistischen Ideologie und Verbrechen. Die litauendeutsche Jugend wurde zur Wehrmacht eingezogen, viele fielen für das neue Vaterland, obwohl der Krieg von diesem Vaterland ausging. Tausende Litauendeutsche verstrickten sich sogar in die Verbrechen der SS. Ein beträchtlicher Teil der Litauendeutschen kehrte 1942-1943 als deutsche Kolonisten nach Litauen zurück mit dem Ziel, Litauen zu kolonisieren und einzudeutschen. Es ist erschreckend, dass die Rückkehrer

von 1942-1943 die wahren Ziele von Hitlerdeutschland nicht sehen wollten und sie sogar freudig begrüßten. Noch nach dem Krieg schrieben manche, dass sie aus Heimatliebe zurückgekehrt wären. Die Flucht von 1944/1945 und das Leiden nach dem Krieg sind daher als konsequente Folge der Verquickung der Litauendeutschen mit dem Deutschen Reich anzusehen. Auf alle Fälle ist es nicht vertretbar, sich heute als deutsche Opfer zu stilisieren.

Eigentlich gibt es jetzt keine echten Litauendeutschen mehr. Diejenigen, die in Deutschland leben, sind zu Deutschen geworden, die wenigen, die in Litauen geblieben sind, haben sich lituanisiert. Die Erinnerungen unserer Autoren sollen helfen, an die Geschichte dieser Gruppe zu erinnern und ihr Schicksal als Mahnung für ihre Kinder und Enkel zu bewahren.